

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emil Staigers Goethe-Werk

Der dritte und abschließende Band von Emil Staigers Goethe-Werk ist diesen Sommer im *Atlantis-Verlag* erschienen. Wir haben seinerzeit schon die beiden früheren Bände an dieser Stelle gewürdigt¹. Kein unvoreingenommener Leser wird sich dem Eindruck verschließen, daß hier mit Liebe, Ehrfurcht und strengster wissenschaftlicher Disziplin eine Goethe-Darstellung geschaffen worden ist, die Bewunderung verdient und auf Jahrzehnte hinaus die Forschung verpflichtet.

Der vorliegende dritte Band umfaßt die Jahre 1814 bis 1832. Er beginnt mit dem Westöstlichen Divan und endet mit einer groß angelegten Interpretation von Faust II.

Es ist bei Staiger längst nicht mehr so, daß je ein einzelnes Werk nur aus sich selber interpretiert würde. Bei jedem Schritt, den er tut, hat er den ganzen Weg im Auge. Jede Dichtung wird aus der Synopse von Goethes Gesamtwerk gesehen. Darüber hinaus steht dem Autor das ganze Goethesche Bildungsgut mühelos zu Gebote, welches von Homer bis zu Plutarch, von Winckelmann bis zu Byron reicht. Wer wollte ohne ein solches Rüstzeug die Mütterszene oder die Helena-Tragödie interpretieren? Das weite Geflecht aller Bildungsbezüge ist vor dem Leser ausgelegt.

Auf der andern Seite lauert die Gefahr, daß die Gelehrsamkeit des Wissenschaftlers ihre Grenzen überschreite und die Demut verlerne, dem Werk zu dienen. Denn nichts emanzipiert sich leichter als die Gelehrsamkeit. Auch dieser Gefahr entgeht der Autor, wenn auch zu sagen ist, daß seine intensive Auseinandersetzung mit der bestehenden Goethe-Literatur ihre Spuren hinterlassen hat. Das ist für den historischen Forscher übrigens unvermeidlich. Also eine «naive»

Lektüre haben wir da keinesfalls vor uns; aber es ist doch immer wieder bewegend, zu sehen, wie die Deutung aus dem Vielfältig-Beziehungsvollen, Literarischen ins Menschliche zurückkehrt. Ein Beispiel mag hier für viele stehen. Der Eingangsmonolog des vierten Aktes von Faust II enthält eine jener unvergeßlichen Wolkenvisionen, worin sich flüchtige Dünste dem Dichter zum Bild der Geliebten wandeln. In der wegziehenden Wolke erscheint, «Junonen ähnlich, Ledan, Helenen», noch einmal das Inbild des verherrlichten Griechentums. Das gibt Staiger Anlaß, sich einmal mehr auf Goethes Beziehung zur Antike, auf seine Klassik zu besinnen. Aber unvermittelt steigt im Monolog, Helena verdrängend, Gretchens Bild aus lichtem Nebel auf. Da verbieten sich weitere theoretische Erörterungen. «Wir dürfen indes nicht weiterfahren. Sobald wir aus dem Bannkreis Helenas treten, gelten nicht mehr dieselben Gesetze der Interpretation. Das Innig-Menschliche überwiegt nun so sehr die Allegorie, daß jedermann hier lieber an das liebe Kind des ersten Teils und an das wunderbare, sich Höherem und Höchstem nähernde Seelenspiel als an den neu entbrannten Streit von Klassik und Romantik denkt» (409).

Von den behandelten Alterswerken erweist sich das erste, der Westöstliche Divan, als eine von Goethes souveränsten Leistungen. Zum erstenmal hebt in diesen Gedichten das Irisieren, Irrlichtern an, das Ineinander spiegeln verschiedener Welten, das freie Hinschweben über Raum und Zeit. In seiner mittleren Zeit hatte Goethe versucht, ein zeitloses patriarchalisches Dasein aus dem unzulänglichen zeitgenössischen Dasein herauszuabstrahieren. Jetzt gibt er diese Anstrengung auf, überläßt sich den Spielen seiner Phantasie, blendet Persisches und Deutsches, Schiras und Erfurt, Timur und Napo-

¹ Vgl. Schweizer Monatshefte Mai 1953 und Dezember 1957.

leon, Suleika und Marianne von Willemer ineinander. Das Gesetz dieser Spiegelung ist zugleich ein solches der Verinnerlichung und Entwirklichung. Der alte Goethe, der statt der homerischen Grammatik nun Mohn und Rosen dekliniert, beginnt für die Geliebte einen Innenraum auszusparen, in dem sie sich beliebig bewegt. Mit dem Divan, mit der reizenden Erscheinung Mariannes kommt eine neue Frische und Freiheit, eine Kühnheit und Unbefangenheit in Goethes Dichtung, die vieles Frühere übertrifft. Er läßt sich kaum mehr auf einen festen Standpunkt ein, er schweift. Aber diese Beweglichkeit ist zu einem hohen Preise erkaufte. Nichts wird mehr völlig ernst genommen, nicht einmal die Geliebte. Und so ist auch ihr Besitz keine Schicksalsfrage mehr, wie er es für Werther gewesen war. Der ungeahnte Zuwachs an dichterischen Möglichkeiten bedingt einen Verlust an alltäglicher Wirklichkeit. Aber gerade das ist dem älteren Goethe genehm. «Daß in der Spiegelung des Gegenwärtigen im Vergangenen, des Westlichen im Östlichen, das wirkliche Leben phantasmagorisch, aber unendlich beziehungsreich wird, das ist dem schaffenden Künstler nicht minder als dem sittlichen, durch schwere Erfahrung gewarnten Menschen willkommen» (44). Das Reich der Phantasie breitet sich über dreitausend Jahre aus, zugleich aber befestigt sich das Ideal der Entsagung als ein stilles Leitmotiv in den Alterswerken. Goethe verhält sich da ähnlich wie Wilhelm Meister auf seinen Wanderjahren, der das seltsame Gelübde abgelegt hat, sich nirgends länger als drei Tage niederzulassen, damit er sich nicht mehr verpflichte, verstricke.

Von der Hochklassik hätte kein Weg mehr weitergeführt. Die gespannte Problematik der «Achilleis» oder der «Pandora» sind extreme Möglichkeiten. Vom «Divan» aber führt ein Weg in die phantasmagorischen, spielerisch hochgeistigen Landschaften von Faust II. Diesen Weg hier nachzuskizzieren, kann nicht unsere Aufgabe sein; hat ihn doch Staiger selbst mit seiner durch und durch disziplinierten, präzisen, statuie-

renden Sprache festgelegt. Sein ganzes Goethe-Werk gipfelt in der Auslegung von Faust II, die über zweihundert Seiten dieses dritten Bandes beansprucht. Sie dürfte als das Muster einer Auslegung gelten, die Umsicht mit Gründlichkeit, Intuition mit Gewissen vereinigt.

Wir halten das Ganze für ein Standard-Werk, das höchsten Ansprüchen genügt. Nur an seltenen Punkten weicht die Meinung des Rezensenten von derjenigen des Autors ab. Es wäre zu wünschen, daß in dem zusammenfassenden Nachwort gewisse allzu grundsätzliche Grundsätzlichkeiten weggeblieben wären. Staiger will sich zuletzt des Urprinzips von Goethes Dasein versichern, seines Rhythmus. Rhythmus wird als die allen Lebensäußerungen voraufgehende und sie bedingende Grundkraft eines Individuums verstanden. Der Autor greift dabei auf die Heideggerschen Begriffe «Welt» und «Erde» sowie auf die schallanalytischen Forschungen Gustav Beckings zurück. Aber Heidegger und Schlagfiguren — das wirkt nach der hervorragenden Faustanalyse wie eine kalte Dusche. Wir können das Dasein Goethes nicht in eine Hieroglyphe bannen, und wenn wir sie auf den Namen «Augenblick» taufen! Und auch die fast feierlichen Erörterungen der Methode im Nachwort bringen nichts Neues hinzu, zumindest nichts Goethisches.

Ferner möchte man wünschen, daß sich ein so bedeutender Kenner etwas weniger Zurückhaltung im Biographischen auferlegte, zumal in diesem letzten Bande. Wo bleibt eine Würdigung von Christiane Vulpius, dieser tapferen Frau, die uns doch an einer Stelle (II, 63) beinahe versprochen ist? Ist die Deutung der Charlotte von Stein im ersten Bande nicht immer noch etwas zu günstig? Das sind zufällige Fragen. Obwohl unser biographisches Interesse oft leer ausgeht, wissen wir doch die strenge Diskretion, den Takt und das Feingefühl Staigers vollauf zu würdigen. Diskutabel aber erscheint die verallgemeinernde These, «das Leben, das sich von Tag zu Tag in Zufälligkeiten verliert», sei «ein trüberes Medium des schöpferischen Rhyth-

mus als das Kunstwerk» (480/481). Das könnte man wohl von C. F. Meyer sagen. Bei Goethe aber halten wir Leben und Dichtung für gleich helle Medien. Der Glanz seiner schöpferischen Persönlichkeit, der uns aus zahllosen Briefen, Berichten, Gesprächen der

Zeitgenossen entgegenstrahlt — war wohl genau so groß wie der Glanz seiner Verse. Aber freilich: wir Nachgeborenen haben uns an das Werk zu halten. Das ist bei Staiger aufs schönste geleistet.

Arthur Häny

Im Bann der Wirklichkeit

Hinweis auf einige deutsche Nachkriegsromane

Als 1945 der Krieg zu Ende war, sprach man von einem «Deutschland im Jahre Null». Man meinte damit zunächst einmal den totalen politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch, bezog aber auch — nicht ohne bedenkliche Vereinfachungen — das geistige Leben in diese Erklärung des völligen Bankrotts ein. Es sollte sich allerdings bald zeigen, daß das Geistige nicht restlos vernichtet war und daß sich das während zwölf Jahren totalitärer Gewaltherrschaft unterdrückte intellektuelle Leben mit neuer Energie entfaltete. Der Wiederaufstieg der deutschen Literatur nach dem zweiten Weltkrieg unterschied sich allerdings beträchtlich von jenem Elan, den sie nach 1918 gezeitigt hatte. Nach dem ersten Weltkrieg hatte neue Hoffnung die Dichter belebt. Die Parole des «Nie wieder Krieg!» und der Weltverbrüderung wurde ausgegeben, die «O Mensch»-Lyrik blühte, und mit satirisch-gesellschaftskritischen Mitteln suchte man jener Welt zuleibe zu rücken, welcher man die Schuld am Zustandekommen des Krieges zuschob. Der damalige Glaube an die Möglichkeit einer Revolution nicht nur politischer, sondern auch geistig-moralischer Natur stellte sich nach 1945 nicht wieder ein. «Aus der revolutionären Utopie der zwanziger Jahre ist die apokalyptische Utopie unserer Zeit geworden», faßte Karl August Horst die veränderte Situation zusammen.

Der deutschen Literatur stellte sich nach 1945 die Aufgabe, jene Räume wieder auszufüllen, welche vom totalen Staat für sich beansprucht worden waren. Erwiesen sich diese Räume infolge der materiellen und geistigen Zerstörungen und der Unterbrechung

der literarischen Tradition zunächst auch als Vakuum, so schien — insbesondere für den Roman — diese Lage auch günstige Voraussetzungen für einen Neubeginn in sich zu bergen. Das gewaltige Weltgeschehen, dessen Auswirkungen für jeden einzelnen spürbar waren, bot scheinbar große Möglichkeiten der literarischen Gestaltung. Die romanhafte Darstellung der jüngsten deutschen Geschichte mit Drittem Reich und Zweitem Weltkrieg schien sich geradezu aufzudrängen. Bald jedoch erwies es sich, daß einerseits das Geschehen zu gewaltig und andererseits die zeitliche Distanz zu gering war, um eine gültige Gestaltung im Roman zu erlauben. Aber das Zeitgeschehen hörte nicht auf, die Romanautoren zur Behandlung zu reizen, und bis heute spiegelt sich in einem beträchtlichen Teil der deutschsprachigen Romanproduktion die jüngere und jüngste Vergangenheit.

Das unmittelbare Erlebnis des nationalsozialistischen Deutschland während des Krieges gibt dem Roman *Die Galeere* von Bruno E. Werner das Gepräge¹. Das Buch, dessen Handlung sich, nach einem präludierenden Kapitel aus dem Jahre 1933, im wesentlichen auf die Jahre von 1939 bis zum Zusammenbruch erstreckt, wurde 1943 bis 1947 in Deutschland geschrieben; es erschien nach dem Krieg und liegt nun in einer 1957/58 vorgenommenen veränderten, gefaßteren Fassung vor. Werner betrachtet das Geschehen von welthistorischem Ausmaß gewissermaßen aus der Nähe, in den Auswirkungen, die Politik und Krieg auf den Einzelnen ausüben. Es geht hier — im Gegensatz zu den Kriegsromanen über den Ersten Welt-

krieg — nicht um eine moralische Verurteilung des als sinnlos erkannten Krieges aus historischer Sicht, es geht auch nicht um eine pazifistische Anklage. Der Autor zeigt vielmehr die Verstrickungen einzelner Individuen in ein übermächtiges Geschehen, dessen Gang sie nicht aufzuhalten vermögen, in dessen Getriebe jedoch der einzelne Mensch seinen Anstand und seine Menschlichkeit hochhalten muß, um sich vor seinem eigenen Gewissen zu bewähren. Der Roman, der in der traditionellen Erzähltechnik (gelegentlich unter Anwendung des Mittels der Rückblende) geschrieben ist, kristallisiert die damalige Lage des Einzelnen im Bild der Galeere: «An Ketten geschmiedet im Dunkel des Schiffsbauchs und nur zwei Hoffungssterne der Befreiung: der Untergang des Schiffes oder seine Überwältigung durch den Feind.» Von besonderer Eindringlichkeit ist die Schilderung der Zerstörung Dresdens, die sich vom realistischen Bericht in die apokalyptische Vision steigert.

Ist «Die Galeere» wesentlich durch die realistische Darstellungsart bestimmt, so erscheint die gleiche zeitgeschichtliche Epoche, welche den Hintergrund für Werners zweiten Roman *Die Göttin* abgibt — das Geschehen verteilt sich auf die Jahre 1938 bis 1951 —, zunächst vermeintlicherweise ebenfalls in filmischer Wirklichkeitstreue konterfeit, von satirischen Streiflichtern beleuchtet und durchleuchtet². Im libyschen Wüstensand soll die Statue einer antiken Göttin verborgen sein. In spannendem Wettlauf versuchen nationalsozialistische, unter sich rivalisierende Stellen, später auch die Russen und schließlich die Amerikaner zu dem wertvollen Standbild zu gelangen. Das Bemühen ist vergeblich, die Göttin — vom Autor wohl als Sinnbild der abendländischen Kultur gemeint — bleibt unentdeckt. Aber der Aufwand an *publicity* hat sich für die amerikanische Gesellschaft gelohnt. Der Wettbewerb um das Sinnbild der Schönheit und humanen Würde wird zu einer Entlarvung der Menschen und ihrer Institutionen, welche sich auf der Jagd nach dem Symbol des

Höchsten fragwürdiger Mittel bedienen. Werners Darstellung ist von einer gewandten Perfektion, photographisch scharf in der Charakterisierung der Personen, sicher in der Schilderung der Atmosphäre der international verteilten Schauplätze. Eine sehr kultivierte Kunst der Darstellung, welche dem modernen Lebens- und Erlebensrhythmus gerecht wird.

Ein wesentliches Romanthema bildet auch die Widerstandsbewegung. Sie findet eine sehr eindrucksvolle Gestaltung in dem Buch *Die verlorene Bucht* des gebürtigen Österreicherers *Manès Sperber*, der seit 1934 in Frankreich lebt³. Durch seine Hauptpersonen versteht es der Autor, die Beziehungen zwischen den verschiedenen Schauplätzen herzustellen und so ein Gesamtbild jener Männer zu geben, die sich als Revolutionäre und Résistancekämpfer in Jugoslawien und Polen für die Freiheit des Menschen einsetzten. In einer durch ihre nüchterne Sachlichkeit packenden Sprache schildert der Autor den heroischen, aber vergeblichen Kampf einer Widerstandsgruppe in den jugoslawischen Bergen, welche schließlich aufgegeben wird, zeichnet er mit eindringlicher Intensität das Martyrium polnischer Juden. Das Buch wird aber nicht nur zum Denkmal für die Freiheitskämpfer aller Nationen, sondern gibt auch zu bedenken, daß der zum Selbstzweck gewordene Heroismus sinnlos ist. Eine Kernstelle des Werkes lautet: «In diesen unseligen Jahren bringt jeder Tag Beispiele von unerhörtem Wagemut, aber nie ist die Feigheit im Denken so lähmend gewesen wie jetzt. Und sie ist am größten bei denen, die Sie gerade zu bewundern begonnen haben, bei den Kommunisten.»

Der auch heute andauernde unterirdische Kampf gegen die bolschewistischen Unterdrücker sichert dem Roman über den tschechischen Widerstand gegen die deutschen Eindringlinge des bisher unbekanntem österreichischen Autors *Erich Pogats*, *Ihr zwingt die Flüsse nicht*, die Aktualität⁴. Mit geschicktem Können läßt der Autor seine Handlung sich entwickeln, verknüpft er die Schicksale

seiner Figuren, die größtenteils scheitern, aber dennoch vom Glauben beseelt sind, daß der Wille zur Unabhängigkeit sich so wenig unterdrücken läßt wie die Moldau durch Gewalt in ihrem Lauf zurückgehalten werden kann. Fesselt das Geschehen des Romans durch die unerbittliche Geradlinigkeit des Handlungsablaufs, so zeigt der Autor in der Darstellung der zwischenmenschlichen Beziehungen, die er durch eine ermüdende Anwendung des inneren Monologs zu bewältigen sucht, eine weniger glückliche Hand. Auch kann man ihm den Vorwurf sprachlicher Klischees nicht ganz ersparen.

Bildete in den vier hier genannten Romanen der Krieg das Thema, so führen uns zwei weitere Prosawerke in die Welt des Meers. In seiner Erzählung *Flügel der Morgenröte* schildert Felix Berner «die Geschichte eines Mannes, der sein Glück verdienen wollte, und der vorüberging, als ihm, wie er meinte, dieses Glück aus Gnade und Barmherzigkeit geschenkt werden sollte. Er hatte damals noch nicht begriffen, daß wir alle ganz und gar auf Gnade und Barmherzigkeit angewiesen sind⁵». Mit diesen abschließenden Worten deutet der Dichter den Sinngehalt seiner Geschichte an, die indessen weniger durch den seelischen Konflikt des Kapitäns auf dem Hochseefischdampfer als vielmehr durch die sehr präzise Beschreibung des harten und gefährlichen Lebens dieser Fischer und ihrer Arbeit zu fesseln vermag.

Die See — genauer: ein Ozeandampfer, der von New York nach Europa unterwegs ist — bildet ebenfalls den Schauplatz des Romans *Das Schiff* von Hans Egon Holthusen⁶. Diese «Aufzeichnungen eines Passagiers», wie der Untertitel des in Ich-Form abgefaßten Buches lautet, stellen ein formales Experiment dar: Holthusen, primär Essayist und Lyriker, versuchte einen «essayistischen Roman» (wenn man so sagen darf) zu schreiben. Sein Buch gibt eine sehr gekonnt komponierte Verbindung und Durchdringung von Erzählung und Reflexion; Handlung und Abhandlung sind untrennbar ineinander verflochten. Dabei zeigt sich bald, daß der

eigentliche Wert des Buches nicht in der belanglosen *story* dieser Meerfahrt liegt, sondern in den analysierenden und kommentierenden Partien. Mit der symbolischen Situation (eine in Raum und Zeit unentrinnbar aneinanderkettete Gruppe von Menschen, die nach ihrem Standort suchen) deutet der Verfasser sein eigentliches Thema an: «Wahrheit ist über tausend Jahre auf uns herabgekommen, wir haben's gehört und gelesen, und trotzdem diese Blutleere im Gehirn. ‚Schöpfer‘, und weder Andacht noch Lästerung. ‚Sünde‘, und weder Reue noch Sündenlust. ‚Liebe‘, und weder beständig noch unbeständig. Elende Schaukelei, auch diese paar Sätze sind Schaukelei, wer weiß, wie lange ich sie für richtig halten werde. Sich selbst zu steuern ist eben verdammt viel schwerer als einen Ozeandampfer zu fahren. Ich habe nichts als ein Gefühl von Offenheit für das Kommende, ein Hoffen, das mit dem Leben selbst in mich eingepflanzt worden ist. Aber meine Intelligenz reicht nicht aus, um meinen Standort in Zeit und Raum zu bestimmen. Der Kapitän mag wissen, wo wir sind, ich weiß es nicht. Ich bin bloß ein ahnungsloser Passagier, der sich befördern läßt. . . » Die uralte Frage nach der Wahrheit ist es, die in der modernen Situation der Desorientierung gestellt wird, ohne daß wir eine Antwort erhielten. Statt ihrer fügen sich dem Leser zahlreiche Fragmente mit Reflexionen über Leben und Welt, Zeit und Menschen aneinander, immer wieder bezogen auf den um die «Beständigkeit des Bewußtseins» bemühten Helden des Buches, der stark autobiographische Züge besitzt. Daß dieser sich selber so blutig ernst nimmt, während die Umwelt und die andern mit ebenso blitzgescheiter wie amüsanter Ironie angeleuchtet

¹G. B. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1958. ²S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1957. ³Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1955. ⁴Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1957. ⁵Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1957. ⁶R. Piper Verlag, München 1956.

werden, ist der eine Grund der Verstimmung, die den Leser bei der Lektüre mehrfach befällt, während der andere in formalen Manierismen liegt. Holthusens Buch ist von einer brillanten Gekonntheit, es ist vielleicht zu gekonnt. Die exemplarische Situation entbehrt allerdings der allgemeinen Gültigkeit, nicht zuletzt deshalb, weil alle Menschen sich auf einer solchen Meerfahrt (zwangsläufig) im Müßiggang ergehen und weil der aus

diesem resultierende Flirt mit der gemeinten eigentlichen Liebe wenig zu tun hat. Dennoch begrüßen wir diesen intellektuell funkelnden Versuch zu einem essayistisch durchgesetzten Roman; er schien uns notwendig, sollte er auch bloß geschrieben worden sein, um zu zeigen, daß diese Form außerhalb des Bereichs des Möglichen liegt.

Hansres Jacobi

L'Economie mondiale aux XIXe et XXe siècles

Le professeur *Wilhelm Röpke* vient d'ajouter une étude importante à la liste impressionnante de ses ouvrages¹. Le lecteur familier de la pensée du maître y retrouvera certains des thèmes qui sont chers à celui-ci, et aussi ce style aéré et imagé qui aurait suffi à rendre notoire son heureux possesseur s'il n'avait conquis la célébrité comme économiste. Avant de passer au fond, nous sommes heureux de trouver dans une revue éclectique telle que les «Schweizer Monatshefte» l'occasion de rendre un hommage à la forme de l'étude dont nous rendons compte ici.

Dans l'esprit de M. Röpke, le 19e et le 20e siècles, du point de vue de l'organisation économique, ne font pas que se suivre, même sans se ressembler, mais ils s'opposent. Ces différences entre la vie économique internationale d'avant et d'après 1914, il les fait ressortir avec une force et une simplicité admirables, nous offrant une synthèse contrastée qui nous élève au-dessus des détails du «court terme», pour nous faire apercevoir les grandes étendues et les principaux reliefs de la longue durée. Parmi les grands économistes contemporains, il est sans conteste celui qui cherche le plus à imposer ses thèses par l'évidence, et l'on serait tenté de voir

dans ce don l'héritage spirituel des Physiocrates.

Le développement même du système économique moderne le pousse logiquement, selon notre auteur, aux dimensions mondiales. Cette intégration économique à l'échelle planétaire, le 19e siècle l'avait réussie. Les marchés et les prix, pour toute une série de biens, étaient vraiment mondiaux. Contrairement à ce qu'on croit souvent, les échanges de produits n'étaient pas seulement, pour reprendre son expression imagée, du type de l'échange «entre la ville et la campagne», c'est-à-dire des échanges de produits industriels contre des produits de base, mais le commerce des produits industriels entre eux étaient aussi extrêmement actif. Outre les marchandises, les hommes et les capitaux circulaient en masses serrées.

Du côté monétaire, le régime de l'étalon d'or conférait une unité authentique à cette économie internationale, et rendait notamment possible le caractère multilatéral des échanges. En dernier lieu, et par-dessus tout peut-être, il convient à son avis de mentionner l'intégration morale du monde économique du 19e siècle, qui s'appuyait sur «la base idéologique ferme d'un code morale non écrit, celui d'une „société ouverte“ comme dirait Bergson — que l'on pourrait concevoir comme une *Res Publica Christiana* sécularisée». Dans le même ordre d'idée, il attache beaucoup d'importance à la dépolitisation de l'économie, à la séparation, admise alors, de l'*Imperium* et du *Dominium*.

¹ Wilhelm Röpke: L'Economie mondiale aux XIXe et XXe siècles. Publication de l'Institut universitaire de hautes études internationales Genève, Librairie E. Droz, Genève 1959.

Après le premier conflit mondial, M. Röpke rappelle comment les tentatives louables de restauration de l'intégration économique internationale échouèrent par les concours regrettables de diverses erreurs et circonstances fâcheuses, tels l'inflation allemande, le choix erroné de la parité de la livre sterling lors de sa stabilisation en 1925, la tradition protectionniste des Etats-Unis, devenus alors la première puissance économique et le plus grand créancier.

L'écroulement de l'étalon d'or, après 1931, s'accompagna de la paralysie des mouvements internationaux de capitaux. Les restrictions d'immigration arrêtaient les déplacements des travailleurs. L'échange mondial, ce n'est plus alors que celui des produits et services. Mais cet échange lui-même est désarticulé par l'absence d'un véritable système monétaire international, et il a été entravé de plus en plus par des restrictions nouvelles, quantitatives et généralisées, qui s'expliquent parce que la protection assurée par les Etats n'est plus celle des producteurs individuels, mais bien celle de leur politique économique interne qu'ils désirent mettre à l'abri des influences externes.

Depuis la seconde guerre mondiale, on s'est rendu compte des ravages de la désintégration économique mondiale. Pour recréer l'interdépendance nécessaire, on tend à « une organisation internationale consciente ou une institutionnalisation de l'économie mondiale ». Mais M. Röpke, tout en louant ces intentions, dénonce les embûches qu'il aperçoit sur ce chemin. D'une part, l'intégration ne sera pas satisfaisante tant qu'une convertibilité sincère des monnaies n'aura pas été rétablie. D'autre part, des conceptions communes dans les domaines moral, politique et juridique, font encore défaut. Enfin, l'irruption de la politique dans la vie économique rend très difficile l'intégration, car la dose de pouvoir supranational qui est acceptable dans l'état d'esprit actuel, n'est pas à la mesure de la solidarité qui doit être instituée entre ces politiques.

Et pourtant la reconstitution d'une éco-

nomie mondiale est devenue une nécessité, d'autant plus impérieuse qu'elle permettrait de résoudre un problème auquel la conscience des populations dans les pays développés attache maintenant une importance primordiale, celle du développement des pays pauvres. En leur ouvrant largement les marchés des pays industriels, elle mettra ces pays attardés en mesure de vendre dans les meilleures conditions leurs productions primaires. Et en redonnant vie aux mouvements de capitaux, elle leur fournira les moyens de financer leurs investissements, que ne leur procure pas leur propre épargne. Ainsi les pays sous-développés seront-ils moins tentés par les mirages de l'industrialisation à outrance, au moment où la pendule des prix paraît retourner dans une position plus favorable aux produits de base. Symétriquement, cette reconstitution d'un commerce mondial libre et multilatéral garantira à tous les pays industriels un accès égal aux matières premières.

En terminant, l'auteur nous montre que le mieux est parfois l'ennemi du bien, et comment à vouloir intégrer fortement par la méthode institutionnelle une fraction de l'Europe, on risque de compromettre l'œuvre accomplie patiemment depuis la fin de la guerre par l'OECE.

Devant cette construction intellectuelle si bien ordonnée et balancée, on retient instinctivement son souffle, mû à la fois par un sentiment de respect et la crainte de déranger ou ternir, si peu que ce soit, une explication aussi compréhensive et lumineuse.

À la réflexion, certaines réserves viennent pourtant à l'esprit. Qu'il soit permis d'en donner un échantillonnage. L'intégration d'avant 1914 n'était-elle pas institutionnelle en fait, sinon en droit, dans une large mesure, grâce à la prépondérance politique de la Grande-Bretagne. De même l'intégration des régions du monde que nous appelons sous-développées aujourd'hui, ne relevait-elle pas plutôt, elle aussi, de la politique que du contrat. D'autre part, si regrettable que soit l'écroulement de l'étalon d'or et l'accentuation du caractère national des politiques éco-

nomiques, il reste qu'ils trouvent leur cause principale dans le désastre économique, mondial lui aussi, que fut la grande dépression des années 30. Or de cette expérience, tout ce qui est sorti n'est pas négatif. C'est en méditant sur ce phénomène qu'on été mises peu à peu au point, encore qu'il reste beaucoup à faire, la théorie des déséquilibres économiques généraux, et les politiques conjoncturelles qui en sont issues. Certes, nous avons beaucoup à rattrapper de nos devanciers du 19^e siècle, mais eux aussi auraient

des occasions de s'instruire s'ils revenaient. Mais c'est un grand mérite du livre de M. Röpke, en faisant abstraction des raffinements théoriques et des cas exceptionnels dans lesquels se complaisent trop souvent les économistes contemporains, de faire une place dans les discussions actuelles sur l'organisation de l'économie internationale à ce qui reste valable de la pensée et de l'expérience du 19^e siècle.

Jacques L'Huillier

Besinnliche Reise durch Vergangenheit und Gegenwart des Morgenlandes

Julian Huxley, Enkel von Thomas Huxley, dem Mitarbeiter Darwins, Bruder des Schriftstellers Aldous Huxley, selber Biologe von Weltruf, hat nach dem zweiten Weltkrieg als Generalsekretär der Unesco während mehrerer Jahre den Nahen Osten von Kreta und Ägypten bis Kleinasien und Persien, namentlich mit dem Blick auf das Erziehungswesen in jenen Ländern, bereist. Das Buch, dessen Untertitel sehr viel bezeichnender und treffender ist als der Obertitel, ist der Niederschlag davon¹. Der Naturforscher verleugnet sich nicht: mit dessen Augen betrachtet er die Wüste, freut sich, Vögel und Pflanzen seiner englischen Heimat wiederzufinden oder auf ihm fremde Arten zu stoßen.

¹ Julian Huxley: Die Wüste und die alten Götter. Besinnliche Reise durch Vergangenheit und Gegenwart des Morgenlandes. 49 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, 2 Karten. Brockhaus, Wiesbaden 1957.

Aber der Naturforscher ist an all diesen alten Kulturstätten immer mehr in den Bann der Geschichte gezogen, hat interessante Menschen kennengelernt, sich auch in der Literatur ganz gut umgesehen und vor allem die Augen nach allen Seiten offengehalten. Und was er so gesehen, gehört und gelesen, das fügt sich, durch ausgezeichnete Photos unterstützt, zwanglos zu einer ungemein plastischen und gedankenreichen Schilderung zusammen, die auch der Fachmann gern und mit Gewinn liest. Es ist wirklich die Begegnung eines überragenden Geistes mit Vergangenheit und Gegenwart des Orients. Daß sich seit seinen Reisen im einzelnen, sei es durch den Fortschritt der Wissenschaft oder durch die politische Entwicklung, bereits wieder allerhand geändert hat, tut dem Wert des Buches keinen Eintrag. Es kann auch anspruchsvollen Lesern mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Walter Baumgartner

Blick in den Menschen

Aphorismen von Erich Brock

Dieses Bändchen ist so leicht an Gewicht wie schwer an Inhalt. Es wächst aus einem großen Zusammenhang heraus — es wäre noch viel zu publizieren von Erich Brock. Wir möchten zuerst zwei Hauptgedanken erwähnen, die kennzeichnend sind für die

Philosophie des Aphorismenbändchens. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es sich im Gegensatz etwa zu Marie von Ebner-Eschenbach, die auf ihre echt weibliche Art und Weise unmittelbare und doch tiefdringende Beobachtungen anstellte und

gleichsam immer wieder «Front zur Wirklichkeit» machte, in diesem Fall um ein Werk handelt, in dem die Aphorismen wie einzelne Laternen ein Gebiet ausleuchten, das der Gedanke bereits systematisch erobert hat¹.

Ein Hauptgedanke wird sicherlich ausgedrückt durch die in verschiedenen Abwandlungen oft meisterhaft formulierte Überzeugung, daß nichts das Leben mehr entleeren könne als — die Entleerung, d. h. eine systematische Entwertung jener Lebenswerte, die man nicht oder nicht mehr haben kann, sei es nun gesehen vom Standpunkt des Alters gegen die Jugend, des Philosophen gegen das Leben, des Asketen gegen den Genuß. Man denkt an die Ressentimentstheorie, wo Erich Brock den Grad der «Vergiftung» ungefähr gleich einsetzt wie Nietzsche. Anders allerdings wie Nietzsche sieht Brock die Wichtigkeit eines harmonischen Lebens, in welchem sowohl der Geist wie das Fleisch zu ihrem Rechte kommen. Denn es gibt ja nicht nur ein Ressentiment des Geistes wider das Fleisch, sondern auch des Fleisches wider den Geist.

Als zweiten Hauptgedanken, der nicht eigentlich ausgesprochen wird, aber gerade durch das *Beispiel* dieser Aphorismen sehr mächtig wird und wirkt, möchten wir erwähnen das Eingehen des Geistes in das Leben, so daß der Geist zur Seele des Lebens, daß er die Seele von dessen Körper wird. Also nicht der Blickpunkt der «Theorie», wo es darauf ankommt, das Leben zu töten, um es begrifflich faßbar zu machen, sondern eine wirkende und webende *Lebensympathie*, die ihre Gelegenheit abzuwarten weiß und auch geduldig abwartet, bis es «wird», d. h. bis die günstige Konjunktion der Gestirne von Leben und Geist eintrifft. Gerade davon legen verschiedene Aphorismen des Autors ein eindrucksvolles Zeugnis ab.

Echte Gedanken machen denken. Sie besitzen zeugende Kraft, sie haben Kinder, kräftige Kinder, sie regen an, sie muntern

auf. Ein echter Gedanke, ein echter Aphorismus ist gewissermaßen auch nur *ein* Blitz eines kostbaren, nach allen Regeln der Kunst geschliffenen Steines. Wie, wenn wir das Licht etwas anders einfallen ließen, in einem andern Brechungswinkel? Es würde damit nur bewiesen, daß es *derselbe* Stein ist, der wie Feuer brennt und uns sein Licht schenkt. Es wäre ein weiterer Beweis für die Echtheit des Steins. In diesem Sinne möchte ich nun noch eine Variation eines Aphorismus von Erich Brock folgen lassen. «Variation» ist in einem sehr weiten Sinne zu verstehen; auf den gleichen *Grundgedanken* kommt es an.

Erich Brock: «Wenn einmal wirklich das Große, Reiche, Vollkommene begegnet, dann wird klar, wes Geistes Kind einer ist. Der, dem es um die Sache zu tun ist, wirft alles Unzulängliche weg und gibt sich dem Vollkommenen hin. Der, dem es um sich selbst zu tun ist, wird gereizt und sucht ärgerlich nach der Wendung, die ihm die Überlegenheit zurückgibt.»

Variation: «Über *wirkliche* Überlegenheit spricht man besser nicht. Über scheinbare Überlegenheit darf ruhig gesprochen werden, da ihr Talmiglanz vor allem auch deshalb nicht tiefer verletzt, weil der Zuhörer oder Zuschauer sich ironisch gestimmt findet und damit seine eigene Überlegenheit zurückgewinnt. Wirkliche Überlegenheit muß *gezeigt*, es darf nicht über sie gesprochen werden. Wirkliche Überlegenheit sickert durch, wird gespürt, oder der Aufnehmende sagt es sich selbst, was sein Selbstgefühl, das er in gewissem Sinn wenigstens als Betrachtender und Erkennender wieder herstellt, sehr viel weniger verletzt, als wenn der Überlegene es sagen würde.»

Im Aphorismus wie in der Variation wird beleuchtet, wie das Ressentiment seine Überlegenheit wieder herzustellen versucht. Aber im Aphorismus wird das Grundgesetz ausgeführt, in der Variation das Gesetz der Höflichkeit, der Diplomatie als «Pädagogik für Erwachsene», das sich daraus ergibt.

¹ Fretz & Wasmuth, Zürich 1959.